



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Grube, Wilhelm: Briefe aus China

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Durchschnittsbetrag der fremden Gelder prozentual festzusetzenden Summe. Auf diese Weise würden die Bedenken gegen eine verstärkte Inanspruchnahme der Reichsbank an den Quartalksterminen beseitigt und alle Vorteile erzielt werden, welche mit einer starken Bardeckung der Noten verbunden sind.



Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube=Berlin



Es gibt Menschen, die zu Leid und Einsamkeit vorbestimmt erscheinen. Das sind jene seltenen, feinen Künstlernaturen, die mit einer idealen Forderung an die Welt herantreten, um an den Schroffen und Härten der Wirklichkeit zu verbluten. Keine Menschen der Tat, aber Helden des Gedankens und Märtyrer des Gefühls, gehört ihnen nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft: ihre tiefe Innerlichkeit scheut den Lärm des Alltags, und ihr Schaffen reift erst in der kühlen Luft der Geschichte. Es ist ein eigentümlicher Zug der menschlichen Seele, der vielleicht das Geheimnis aller Tragik birgt, daß sie erst angesichts des Todes die Kraft zur Gerechtigkeit findet — der Mensch und die Menschheit brauchen die Abgeschlossenheit eines Vergangenen, um Werte richtig zu erkennen und zu bemessen.

Als an einem Julitage des Jahres 1908 der Hügel sich über Wilhelm Grube wölbte, wußten nur wenige, daß der Besten einer von uns gegangen war, ein großer Gelehrter und ein großer Mensch. Sein Forschungsgebiet hatte von dem Interessenkreis der Allgemeinheit weit ab gelegen, da war es kein Wunder, daß er dem großen Publikum ein Unbekannter geblieben war, wenn er auch in reizvoller Weise in einigen populären Aufsätzen von den Chinesen und ihrer so eigenartigen Sprache erzählt und als außerordentlicher Professor der Berliner Universität über ihre Religion und ihren Kultus für eine weitere Hörerschaft berechnete Vorlesungen*) gehalten hatte. Von amtlicher Seite wurden seine wissenschaftlichen Leistungen nicht in dem Maße gewürdigt, wie sie es verdient hatten. Der Mann, den der Geograph Freiherr v. Richthofen den besten Kenner des chinesischen Volkes genannt hat und der die Aufmerksamkeit des Prinzen Heinrich in hohem Maße auf sich gelenkt hatte, wurde zur Amtszeit Althoffs nicht „entdeckt“. Die Sinologie ist bei uns lange, sicherlich zu unserem eigenen Schaden, stiefmütterlich behandelt worden. Von 1892 bis

*) Sie liegen jetzt im Druck vor (Haupt, Leipzig 1910). Die Grenzboten veröffentlichten im letzten Sommer (Heft 29 u. 30) zwei Vorträge Grubes: Bausteine der chinesischen Kultur.

1911 hat Preußen keine ordentliche Professur für Chinesisch besessen. Erst nach Althoffs Tode wurde der verdienstvolle Holländer de Groot gewonnen, unsere Kenntnisse der chinesischen Kultur zu erweitern.

Wenn wir heute mit der Veröffentlichung einer Sammlung von Briefen beginnen, die Grube, auf einer Studienreise in China begriffen, in den Jahren 1897 und 1898 in die Heimat sandte, so glauben wir unseren Lesern in zweifacher Weise zu dienen: einmal muß es gegenwärtig, da China sich wieder einmal politisch stark betätigt, besonders wertvoll erscheinen, Momentaufnahmen aus seinem Leben an sich vorüberziehen zu lassen, um auf diese Weise ein uns in seiner Eigenart so fremdes Volk besser erfassen und beurteilen zu lernen. Da diese Skizzen von einem unserer hervorragendsten Kenner Chinas gezeichnet wurden, verdienen sie in hohem Maße die Beachtung aller, die zu den Chinesen in irgend welcher Beziehung stehen. Wem aber das Land der aufgehenden Sonne in seiner Unzugänglichkeit keinerlei Teilnahme abzurufen vermag, dem mag es Freude bescheren, die durch und durch vornehme, geistvolle und lebenswürdige Persönlichkeit des Briefstellers kennen zu lernen.'

Wilhelm Grube wurde als Jüngster einer kinderreichen Familie am 17. August 1855 in St. Petersburg geboren. Sein Vater war aus Schleswig-Holstein nach Rußland eingewandert und betätigte sich als Kaufmann. Grubes Kindheit durchzieht ein Hauch tiefer Schwermut. Da ihm die Mutter früh gestorben und sein Vater schon bejahrt war, lag seine Erziehung ganz in den Händen seiner einzigen Schwester, deren Fürsorge er sein Leben lang mit rührender Liebe und Dankbarkeit vergolten hat. Die Brüder wandten sich sämtlich dem Kaufmannsstande zu, und auch Wilhelm wurde für den ihm im Innersten verhaßten Beruf bestimmt. Der Fürsprache seines Schuldirektors May gelang es, den Vater umzustimmen, und 1874 durfte er die Universität Petersburg beziehen, um Philosophie und Sprachwissenschaften zu studieren. Sein Sehnen ging aber nach Deutschland, und 1878 wurde es ihm möglich, nach Leipzig überzustedeln, um den Unterricht des damals bedeutendsten Kenners der chinesischen Sprache, Hans Georg v. d. Gabelenz, zu genießen. Hier verlebte er glückliche Tage. 1880 promovierte er mit einer Arbeit über einen chinesischen Philosophen glänzend zum Dr. phil. und ließ sich schon im nächsten Jahre neben seinem Lehrer als Privatdozent nieder. Um des Erwerbs willen glaubte er einem Rufe nach Petersburg als Konservator am Asiatischen Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften folgen zu müssen, aber er konnte sich in der alten Heimat, der er immer als Fremder gegenüber gestanden hatte, nicht einleben, und trotz glänzender Anerbietungen verließ er schon im folgenden Jahre die Stadt Peters, um sich dauernd in Deutschland anzusiedeln. Er wurde in Berlin Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde und zugleich Privatdozent an der Friedrich-Wilhelm-Universität, die ihn 1892 zum außerordentlichen Professor ernannte. Im Frühling 1897 gelang es ihm endlich, seinen heißesten Wunsch, China mit eigenen Augen zu sehen, zu verwirklichen, und in Begleitung seiner Frau

verlebte er dort fast zwei volle Jahre — wohl die glücklichsten seines Lebens. Bald nach seiner Rückkehr gab er seine Tätigkeit im Museum für Völkerkunde auf und widmete sich ganz seinen tiefgründigen Studien, seinen Schülern und einem durchgeistigten Lebensgenuß. Grube war trotz der Fremdartigkeit seines Wissensgebietes kein einseitiger Gelehrter. Die Kunst, namentlich die Musik und die Literatur, gehörten zu seinen Lebensbedürfnissen, und wer nur ein wenig über die Forderungen des Tages hinaus Ausschau zu halten vermochte, fand sich sicher zu ihm. Er war ein heiterer Genosse, ein warmherziger Freund und Helfer. Mitten in der Arbeit, auf der Höhe seines Schaffens ereilte ihn der bittere Tod in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre.

* * *

An seine Schwester.

Peking, 28. Juli 97.

Meine liebe Weinandele!

Du sollst, wie sich's gehört, das erste Lebenszeichen aus Peking erhalten . . .

Am 26. d. Mts. verließen wir Tientsin, um das letzte Stück unserer Reise mit der erst ganz kürzlich fertiggestellten Eisenbahn zurückzulegen, eine Strecke, die man jetzt in sieben Stunden zurücklegt, während man früher drei bis vier Tage unterwegs war.

Nachdem wir die trostlose Lehmwüste, in der Tientsin liegt, hinter uns hatten, konnten wir uns wieder an dem langentbehrten Anblick frischen Grüns laben. Soweit das Auge reichte, sah man allenthalben wohlbestellte Getreide- (meist Mais) Felder, dazwischen zahllose Erdhügel mitten in den Äckern: das waren Gräber, die nach dem Gebot der Pietät nicht bebaut werden dürfen, mithin der Nutzbarmachung entzogen werden — ein kaum aufzuwiegender Schaden in einem so dicht bevölkerten Lande wie China.

Unsere Mitreisenden waren natürlich zum überwiegend größten Teile Chinesen, und obwohl wir ein besonderes Coupé hatten, waren wir doch beständig teilnehmender Beobachtung ausgesetzt. Am schlimmsten war es jedoch auf einer Station, wo wir eineinviertel Stunden Aufenthalt hatten; da wurde unser Wagen förmlich belagert, und wir wurden kritisch gemustert und angestarrt, als wenn wir zu den geschätztesten Mitgliedern der Hagenbedsches Menagerie gehört hätten. Schließlich sah ich mich genötigt, die Fensterläden zu schließen, um uns den Blicken dieser schmierigen, halbnaekten und schweißduftenden Gesellschaft zu entziehen.

Die Endstation heißt Ma-chia-pu und ist ungefähr eine halbe Stunde von Peking entfernt. Hier angelangt wurden wir vom Ma-fu (Kutscher) der deutschen Gesandtschaft empfangen, der mir einen Brief von Dr. F. überbrachte und zugleich Sänften für uns bereit hielt. So hielten wir denn unter den sengenden Strahlen der Julisonne unseren Einzug in Peking. An der Spitze des Zuges ritt der gravitätische Ma-fu, dann folgte Willys Sänfte, von vier Trägern getragen, dann die meine. Flankiert wurde der Zug von weiteren acht Kulis, die

sich mit den Trägern abzulösen hatten, und schließlich noch von einem halbwüchigen Burschen, der mir aber nur einen rein ornamentalen Zweck zu haben schien. Wie Du Dir vorstellen kannst, machte der Zug einen außerordentlich feierlichen Eindruck, und abgesehen von dem fehlenden Hutknopf, fühlte ich mich bereits als Mandarin. Eine halbe Stunde lang bewegte sich der Zug auf engen, winkligen Fußpfaden zwischen doppeltmannshohem Mais, jedoch mit einer drastischen Unterbrechung; es kam uns nämlich so von ungefähr ein Mann auf einem Esel entgegen. Mit dem diesen Tieren eigenen Standesbewußtsein hielt der Esel es für unsere Sache auszuweichen und stellte sich, als das nicht geschah, quer in den Weg, uns sein interessantes Profil zuwendend. Als kein Zureden half, versuchten die Träger es mit Prügeln, und als auch diese nicht fruchteten, wurde statt des vierbeinigen der zweibeinige Esel, der Reiter nämlich, als Prügeljunge behandelt. Das wirkte, und nun konnten wir den Weg wieder fortsetzen. Es dauerte nicht lange mehr — da tauchte dicht vor unseren Augen eine mächtige, unabsehbar lange Mauer mit einem imposanten turmgekrönten Tore auf. Das war das Jung-ting-Tor, eines der zahlreichen Tore, die in die Chinesenstadt führen. Wir waren in Peking! Mir traten vor Bewegung die Tränen in die Augen, als wir das Tor passierten. Ich sah nach der Uhr, es war gerade halb vier. Dieser Moment wird zu denen gehören, die mir unvergeßlich bleiben fürs ganze Leben; denn es ist doch ein eigen Ding, die Welt, in der man sich im Geiste heimisch fühlte, nun endlich mit leiblichen Augen vor sich zu sehen. Jetzt erst waren wir wirklich in China, denn alles, was wir bisher gesehen, war doch nicht unbeeinflusst geblieben von europäischem Wesen; hier erst war echtes, unverfälschtes Chinesentum, das mit voller Macht auf Augen, Nase und Ohren eindrang, mir aber auch den ganzen inneren Menschen erfüllte. Wie neu war alles — und doch: wie altbekannt! Ich war erstaunt, wie in allen Einzelheiten richtig und der Wirklichkeit entsprechend die Vorstellung war, die ich mir bloß durch Studium und Lektüre von dieser merkwürdigsten aller Residenzen der Welt gebildet hatte!

Die Stadt besteht aus drei Teilen. Durch das Tor Jung-ting-men kommt man in die Chinesenstadt, und aus dieser durch das Tor T'ien-men in die Mandschurenstadt, in deren Mitte die sog. „verbotene Stadt“, d. h. der Kaiserliche Palaß mit seinen zahlreichen Gebäuden und Parkanlagen, sich befindet. Jeder dieser Stadtteile ist von einer hohen und dicken Mauer umgeben. In die verbotene Stadt ist, wie schon der Name besagt, gewöhnlichen Sterblichen der Zutritt bei Todesstrafe untersagt. Die deutsche Gesandtschaft befindet sich in der Mandschurenstadt in der Nähe des Tores T'ien-men.

29. Juli. Eigentlich sollte heute die Übersiedlung nach dem Tempel erfolgen, und unser Gepäck ist bereits gestern dorthin expediert worden. Aber leider hat der Regen diesen Plan vereitelt, denn ein Tag Regenwetter genügt, um die Wege völlig unpassierbar zu machen; es kann uns also blühen, daß wir hier noch acht Tage sitzen müssen. Von der Stadt selbst bekommt man auf diese

Weise natürlich auch nichts zu sehen, da man auf den Straßen im Kot verfunft. Ich benutzte gleich den ersten Nachmittag, um mit Dr. M. einen kleinen Spaziergang auf der Mauer zu machen, von der man einen hübschen Blick auf die Stadt hat, die sich durch das viele Laub (besonders der kaiserlichen Gärten) von oben sehr viel hübscher ausnimmt, als von innen. Sehr stattlich treten besonders die gelben Ziegeldächer der kaiserlichen Paläste hervor. Ich habe mir bereits einen chinesischen „Lehrer“ engagiert, der mit nach dem Tempel kommt und dort immer zu meiner Verfügung sein muß. Nachgerade sehnen wir uns wirklich nach den Bergen, denn auf die Dauer ist die Hitze angreifend und auf die Nerven gehend. Ich bin fortwährend in Schweiß gebadet — und durch Flöhe, Fliegen und Mosquitos wird die Hitze auch nicht gerade erträglich gemacht. . . .

* * *
Kloster Ta-chiao-ffe, 8. August 97.

An seine Schwester.

. . . Der Ritt, den ich vor einigen Tagen mit Herrn und Frau v. P. unternahm, war recht interessant, er führte uns durch mehrere stark bevölkerte Dörfer nach einer chinesischen Kohlenmine, die malerisch in den Bergen gelegen ist. Die Gegend mit ihren meist baumlosen, nur grasbedeckten Bergen, die sich bis zu einer Höhe von 4000 Fuß erheben, ist ja ganz hübsch, entbehrt jedoch ganz des poetischen Zaubers, der unser geliebtes Japan verklärt. Hier ist es die Kultur, und sie allein, was mich fesselt und interessiert. Wer dieses Interesse nicht hat und auch kein Verständnis für das Chinesentum besitzt, auf den kann China, nach meinen bisherigen Erfahrungen, nur einen abstoßenden Eindruck machen. Unwirtlich, einförmig, kahl und entsetzlich unsauber ist alles, was man zu sehen bekommt. Selbst die mancherlei schönen Bauwerke, Zeugen einstigen Glanzes, bieten ein Bild traurigen Verfalls und trostloser Verkommenheit. Dennoch glaube ich fest an die Zukunft Chinas: die Nation besitzt ein uner schöpfliches Material an Intelligenz und physischer Kraft, zwei Faktoren, die sie vor dem Untergang bewahren werden. Was weder Missionen noch europäische Lehranstalten zuwege bringen, werden die Eisenbahnen bewirken. Dazu ist durch die Bahn von Tientsin nach Peking endlich der erste Schritt getan, dem sicherlich weitere folgen werden.

* * *
Kloster Ta-chiao-ffe, 1. Sept. 97.

An seinen Paten Dr. William Higginbotham.

Mein hochverehrter, lieber Papsi!

In Gedanken schicke ich Dir zu Deinem Wiegenfeste eine Schildkröte, einen Kranich, eine Kiefer und eine Pflirsich — lauter Dinge, die hier zu Lande als Embleme langer Lebensdauer gelten, und füge noch ein halbes Duzend Fledermäuse hinzu, auf daß es Dir im neuen Lebensjahre auch an Glück nicht fehlen möge. Das gäbe doch einmal einen Geburtstagstisch, wie er nicht jedes Jahr vorkommt!

Gestern sind wir von einem sehr interessanten und genußreichen sieben-tägigen Ritt durch das Gebirge zurückgekehrt. Wir hatten den Ausflug mit Herrn und Frau v. P. zusammen unternommen. Da man alles, Proviant, Betten usw. mitnehmen muß, bestand unsere stattliche Karawane aus zehn Maul-tieren und sechzehn Menschen. Unterwegs schlugen wir unser Nachtquartier zumeist in Tempeln auf; einmal logierten wir in einem katholischen Dorfe (Sang-yü) in dem recht sauberen und nett eingerichteten Hause eines wohlhabenden chinesischen Bauern. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich dort Leonardo da Vincis Abendmahl an der Wand hängen sah — Leonardo da Vinci in einem weltentlegenen kleinen chinesischen Gebirgsdorfe!

Das Ziel unserer Reise war der Po-hoa-shan (Hundertblumenberg), ein etwa 7000 Fuß hoher Berg, auf dem sich ein elender, ganz verfallener Wall-fahrtstempel befindet. Die Aussicht von dort war großartig: in weiter Ferne sahen wir die Konturen der großen Mauer auf einem hohen Gebirgskamm; doch hoffen wir, dieses grandiose Werk demnächst in nächster Nähe bewundern zu können, da wir einen Ausflug an die in der Nähe der Mauer gelegenen Grabmäler der Ming-Kaiser planen. Ich schrieb eben an Weinande, daß man sich wohl hier in China an alles übrige leichter gewöhnen könne, als an das fortwährende Angeglogtwerden. Sobald wir irgendwo Raft machten, sahen wir uns von einer unabsehbaren Menschenmenge dicht umdrängt, die uns oft stundenlang anstierte, ohne ein Wort zu reden. Ich kann den Duft, den diese Leute ausströmen, nur als fleur de mille chinois bezeichnen, es ist ein geradezu sinnbetäubendes Gemisch von Schweiß, Knoblauch und Fäkalien. Suche Dir nach diesem Rezept eine Vorstellung davon zu bilden — oder tu es lieber nicht! Die Leute gingen nicht eher auseinander, als bis wir uns zur Ruhe zurückgezogen — und selbst dann noch lugten zahllose schwarze Augen durch die Löcher im Fensterpapier (falls solche zufällig nicht vorhanden, werden sie durch Durchstechen mit dem Finger hergestellt), um sich kein Detail unserer Toilette entgehen zu lassen. Doch konnten wir uns nirgends über Unfreundlichkeit oder gar Animosität beklagen.

Unser Weg führte uns zumeist durch Kohlenreviere, die einen recht wohlhabenden und kultivierten Eindruck machten. Ich mußte oft die Kunststraßen bewundern, die mit unendlichen Schwierigkeiten angelegt sind. Es ist überhaupt viel leichter, alles in China schlecht zu finden als so manches Gute, das die fleißigen und beharrlichen Chinesen trotz der verrotteten Beamtenwirtschaft zuwege gebracht haben, anzuerkennen. In dem Volke steckt unleugbar ein guter Kern, viel Intelligenz und physische Kraft, und wenn erst ein Eisenbahnetz das gewaltige Reich umspannt (der Anfang dazu ist ja jetzt endlich gemacht), wird eine Umwälzung auf allen Gebieten unausbleiblich sein.

Die chinesischen Dörfer machen meist einen recht netten Eindruck, die soliden stattlichen Steinhäuser nehmen sich bisweilen wie kleine Burgen aus, und geradezu bewundernswert ist es, wie der chinesische Bauer den Boden auszunutzen weiß.

Kein Fleckchen Land, das ertragfähig ist, bleibt unbenutzt, und auf bergigem Terrain legen sie terrassierte Äcker an, um auf diese Weise die Ackerfläche zu vergrößern. Wie hoch steht doch der chinesische Bauer z. B. über dem russischen! Hier ist Kultur, eine alte, stehengebliebene Kultur, aber immerhin eine solche, vor der man den Hut ziehen kann. Und diese ihre Kultur verdanken die Chinesen sich selbst allein und ihrer eigenen Kraft und Intelligenz.

Wenn Du Zeit und Lust hast, etwas über China zu lesen, so kann ich Dir zwei gute Bücher empfehlen: Arthur Smith, „Chinesische Characteristics“ und Holcombe, „The Real Chinaman“. Beide Verfasser sind Amerikaner und gute Kenner Chinas.

Was hätte aus China werden können, wenn man die Jesuiten, die so unendlich viel für die Hebung der Kultur und für die Einführung der abendländischen Kultur in China getan haben, bei der Arbeit gelassen hätte und wenn die humanen und bibelfesten Engländer nicht das Volk, wenigstens die höheren Stände, durch das Opium physisch, intellektuell und sittlich zu Grunde gerichtet hätten!

(Weitere Briefe folgen)



Goethes Wilhelm Meister

Von O. Fleischhauer = Oberpiper



Goethe lebt im Urteil vieler sogenannten Gebildeten nur als der Olympier, der Geheimrat und Staatsminister von Weimar, der formgewandte Hofmann und Aristokrat, der in seinem Verkehr sich ausschließlich auf die vornehmen Kreise beschränkt habe*). Nichts ist schiefes als dieses Urteil. Vielleicht gilt es noch am ersten von dem Goethe der letzten Lebensjahre, doch auch da nur mit der Einschränkung, daß dem Alter überhaupt der Zug nach Abschließung eigen ist. Aber von jenem Goethe, der auf seinen Wanderungen sich mit Vorliebe in ein Gespräch mit Handwerksburschen und Landarbeitern einließ, der bei dem St. Rochusfest zu Bingen noch im Jahre 1814 mitten unter dem fröhlich feiernden und populierenden Volk saß, von dem Goethe, dem das Leben in seiner kleinsten und einfachsten Gestalt bedeutend und der Erkenntnis wert war, gilt es höchstens in sehr bedingtem Sinne, durchaus aber nicht, wenn man es fällen wollte vom Standpunkt einer politischen Partei aus und in feindseltiger und verurteilender Absicht.

*) Auf einen im „Logos“, Jahrgang 1910, Heft 2 (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen) erschienenen Aufsatz von F. Cohn über „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ sei noch hingewiesen.